

Da blüht auf dem Wege, der nach den Felsen
führt, ein Licht auf. Klopp, klopp! und Flitz
kollert zu Bau und mit ihm alles, was noch
nicht zu Felde gehorrvellt war. voran Mutter

„O bitte“, fiel Billy ins Wort. „Ein Mann wie ich ist auf eine solch selbstverständliche Be-
dingung vorbereitet. Ich habe bereits die nöti-
gen Formulare drucken lassen, und hier — sind
die ersten 20 — nicht 10 — Unterschriften nebst
weiter Anfertigung.“

—

Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.
Verantwortlich: S. Gemmelmann, Altena.

Sch will es mir überlegen."

Meister mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte

Zugel ergriffen ein Zugeländchen des santonais
Fisch — des Onkels Napoleons — der den
Meister mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte

und ihm küßend Laster brachte, die der Kaiser ihm für die Reisespeisen ersetzen wollte. Hierauf verzichtete wiederum mehr als zwei Monate, und Jüngst glaubte sich schon vergessen, als er eines Tages durch den gleichen Abgang den Befehl erhielt, eine feierliche Messe mit Chören und einer Symphonie zu komponieren.

Eine Messe an und für sich ist ja schon un- gut, dachte der Maestro und komponierte das Werk innerhalb einer Woche. Die Messe wurde aufgeführt, und der Komponist erhielt dafür 5000 Franken. — Bald darauf bekam er den Auftrag, fünf Verse aus dem Stabat mater zu vertonen. Die Musik zu einem heiligen Text zu schreiben ist ja an und für sich ganz schön und gut, dachte der Meister und setzte sich an die Arbeit.

Die Aufführung erfolgte im Palais de l'Escluse unter der Leitung des ewig ver- herrlichten Meisters Crescentini und mit den hervorragendsten Gesangskräften der Kaiser- zeit: Raps und Mourit sen., sowie den Damen Brandy und Armand. — Der Kaiser zeigte sich begeistert.

Fast ein Monat verging dann wieder in stillschweigender Jüngerei wurde ungeduldig; er sah, daß er keine Gelegenheit bekam, dem Kaiser seine Meinung richtig zu sagen, und meldete dem Kardinal Jech, er habe Ver- pflichtungen in Rom, die ihn riefen; wenn es nunmehr gestattet sei, würde er es vorziehen, zurückzukehren.

Ein liebenswürdiges Schreiben des Kardinals beteuerte, der Meister könne morgen, heute, sofort abreisen: Jüngst ist ein freier Mann — hieß es — wir schicken uns glücklich, einen solchen Meister in Paris zu haben, das ist wohl richtig, aber Se Majestät wäre höchst auf- gebracht, wenn Herr Jüngst hierdurch seine eigenen Gefühle vernachlässigen müßte.

So reiste Jüngst wieder heim, konnte es sich aber nicht verlagern, in der Postkutsche jedem Reisenden, der einstieg, zu versichern: „Und ich ließ dennoch nicht das Teideum für unjeren vorgeblichen König singen!“

Schlagende Wetter

Skizze von Willi Heinsohn.

„2776“ rufe ich im Gedächtnis und Stimmengewirr vor der Markenausgabe; kaum ist das — „zig“ von meinen Lippen, da klappert die runde Fahnenmarke vor mir auf das Schalter- Brett.

Die Treppe hinauf — bei der Lampenausgabe die dreieckige Messingmarke gegen die Lampe eingetauscht — ein drehender Griff: die Lampe brennt — zum Schacht 1.

Donnernd stößt gerade der heraufkommende Korb gegen die schweren Schachdeckel, hebt sie hoch und hält nun schwankend vor uns. Der Bedienungsmann öffnet mit seinem Knüttel das Gitter — wir treten in den Korb. So- gleich ist der küstliche Frühlingswind, der uns hier oben noch umspült, verschwunden; leer- und kohlengeschwarte Luft läßt uns den san- genen Zug draußen vergessen.

Teng, peng, schrillt ein Glockenzeichen. Hän- gend voran steht sich der Korb in Bewegung, der Schachdeckel schließt sich über uns, und sauerlich stützen wir in die Tiefe. Schie 1, 2 und 3 hängen als Richter vorbei. Wasser spritzt. — Dann nach Sekunden steht sich dem Fall ein Widerstand entgegen. Es wird gebremst. Langsam die letzten Meter abwärts- gleitend, halten wir auf Schie 4 — 700 Meter unter Tag.

Mit dem alten Jörn, unserm Ortsältesten, mache ich mich auf den Weg durch Querschläge, Strecken und Stollen, auf schwankenden Bret- tern über Wasserlöcher tapend, über Schienen- holpernd, im Hauptquerschnitt den Oberkörper gegen den von oben eingestrichen Luftstrom vordrängend. Bektürten öffnen sich vor uns und schließen sich krachend hinter uns. Hin und her schwankende Lichter tauchen vor uns auf, bleiben hinter uns zurück. Wir selbst mit unseren Lampen sind für die Zurückbleibenden solche Lichter. Der Mensch ist hier unten nichts — unsere Lampen alles. Wehe, wenn sie er- löschen! Beim Einbiegen in Revier 8 stehen wir plötzlich drei hundert Meter gegenüber. Eins schreit hoch und beleuchtet einen Augenblick das zerfurchte Gesicht Jörns. Eine Stimme kumpt in der Stille: „Gib acht, Jörn, es wet- tert all wieder.“ Dann sind wir wieder allein.

„Es wettert all wieder,“ jetzt weiß ich auf- einmal, weshalb der sonst so gern erzählende Jörn den ganzen Weg über so schweigsam war. Wir arbeiten am Ende eines seltsamen Stoll- lens. In den Höhlräumen der Kohle und des Gesteins befindet sich eine — die Wetter- stube, die beim Gehen und Schließen und

sammeln sich über uns. Schon mehrmals haben sie sich dieser Tage bemerkbar gemacht. Des Steigers Benzinlampe erlischt bei seinem Kom- men, und das Atem fällt schwer.

Unschätzbare reißt der Tod seine Hand. Jörn, der die Verantwortung trägt, ist seit- dem selbst still. — Wir sind am Stoppel- Zwart das Fahren in ihm ist verboten. Doch mozu erst die engen Fahrten klinken. Wir werden schon früh genug müde. „Also, Brem- ser, hängen!“ Als der kleine, offene Korb un- ten ausstößt, sind wir bald vor Ort — Kohlen- nummer 210 — 780 Meter unter Tage.

Die beiden anderen Jäger haben sich gerade- entkleidet. Bei der Temperatur von + 32 Grad Celsius arbeiten wir nachdenklich. „Glück auf!“ — „Glück auf!“

Jörn mustert den Ort, die Morgenschicht ist gut vorangekommen — das Hängende über uns ist abgestürzt. Für unseren Jörn nicht genug. Mit dem Daumen nach oben weisend, brummt er: „Sargdeckel.“

Ueber uns im Geröll hängt ein mächtiger Felsblock. Fällt er herab, dann kann er unser Sargdeckel werden. Mit einem Reumfänger (neum Fuß langer Stempel) stützen wir den Stein.

Dann schlagen die Schlägel, raucht die stür- zende Kohle. Von den Schaufeln fliegt sie pol- ternd in den Wagen. Der Schweiß fliegt und gerinnt, vom Kohlenstaub gebunden. Die wei- ßen Körper sind im Ru kohlenschwarz. Un- heimlich sticht das Weiß der Augen aus den tiefenden schwarzen Gesichtern hervor. Die Luft ist zum Schneiden dick — kaum gelingt es den Lampen noch, diese Kohlenstaubsicht mit ihrem Licht zu durchdringen. Der Mund ist ausgetrocknet. Kein Wort fällt. So geht es Stunde für Stunde.

Wieder ist ein Wagen voll — rollt zum Staf- fel — gerade geht Jörn zur Gezähkiste, um einen Schluck schwarzen Kaffee zu trinken — da — da ist plötzlich alle Dunkelheit verschwun- den. Feuer ist um uns, für den Bruchteil einer Sekunde. Dann umhüllt uns wieder Finsternis, die nach dem Blitz noch undurchdringlicher erscheint. Zu gleicher Zeit donnert, dröhnt, knackst, bricht, rieselt es — um mich stürzen Kohlen — oder sind es Steine? Dann nach Sekunden — oder sind es Stunden? — merke ich, daß ich liege, meine linke Schulter schmerzt, totentstarrt ist es. Entsetzt fahre ich auf, reiße aus dem Gesicht vor mir eine noch brennende Lampe, fülle wieder hin. Die Stille ist hemmt jede Atembewegung. Mit aller Kraft stehe ich nochmals auf, taumle zum Stoppel, an das Rohr: „Hal — lo — Hal — lo —“ und, als von oben eine Stimme kommt, mit überflä- gender Stimme: „Schla — gen — de —“ — Met- ter — Kohlen — nummer 2 — 10 — der Stei- — — — — — dann weiß ich nichts mehr.

Die Rettungsmannschaften holten uns. Nur Sautabschürfungen und leichte Gasvergiftungen waren zu verzeichnen.

Ein beim Schlagen erzeugter Funke hatte die Gase entzündet.

Der Sargdeckel war zugeschlagen. . . Der Sarg jedoch war leer geblieben.

Fai-Wu

Skizze von Ludwig Hofmeister.

Karl Neuturm, der Forscher, lief um sein Leben. Er raste der Küste zu. Sein Gesicht hatte er hinter sich gelassen. Er rannte in ein Bambusgebüsch hinein und hoffte, daß er dort den Verfolgern außer Gesicht käme. Ein mäch- tiges Rascheln schreckte ihn jedoch zurück: ein aus seinem Schloß gestürztes Sumatra-Rascheln drang erboht auf ihn ein. Neuturm taumelte, sein Bewußtsein schwand; er stürzte zu Boden. Der Lauf in der Hitze, die Angst vor der neuen Gefahr: alles wirkte zusammen.

Rum drangen auch die Wilden in den Bam- bus. Sie schrien in seltsam gurgelnden Lau- ten; zweihundert braunhäutige Menschen voll- führten einen Höllelärm.

Das wütende Rascheln hielt erstaunt an und glöhte kumpf dem Geföße entgegen; dann wandte es sich und floh.

Inzwischen hatten die Wilden den weißen Mann gefunden; unter triumphierenden Rufen, die schrill durch den Sonnenglanz zuckten, hoben sie ihn auf und trugen ihn dem Dorfe zu.

Inmitten der Hauptstraße legten sie ihn nieder und banden ihn an eine lange Leine, die an einem festen Pfloche befestigt war. Un- ter wahrhaftigem Geheule eilten die Weiber der Ansiedlung herbei; in Kokoschalen brach- ten sie Wasser und überprüften den wie leblos Daliegenden.

Lang lag Neuturm wie tot. Erst als der glühende Sonnenball im Westmeere sank

und seine Strahlen wie flüchtende Messer über die Wasserfläche warf, erst als die tropische Nacht ohne Übergang auf die Erde fiel, öff- nete er erstaunt die Augen.

Er erhob sich und zerrte an dem Stricke. In- dessen flammten kreisförmig um ihn Feuer auf. Zichtungen leuchteten über die braunen, fettglän- zenden Leiber der sich häutig bewegenden Män- ner. Sie trugen nagelradgroße Hüte; sonst waren sie spärlich bekleidet. Erstaunt sah Neuturm auf die grotesken Gestalten.

Blötzlich erkannte die Menge: der Säugling mit Gefolge nahte. Er nahm hinter einem großen Feuer Platz. Zu beiden Seiten stellten sich Tanzgruppen auf. Drei Meter hohe, schen- klich groteske Masken, die fortwährend mit ihren aus Holz geschnittenen und phantastisch bemalten Köpfen wackelten; auch einige Frauen, von bizarren Federkleidern umhüllt.

Die menschlichen Vögel traten in die Mitte des Feuerkreises; der Kampf der Hüte be- gann. Sie verrenkten die Glieder, sprangen auf einander los, schlüpften sich gegenseitig durch die Beine oder hüpfen übereinander. Es war ein Ringen voll Spannung, der Natur mit unheimlicher Treue abgelautet.

Neuturm vergaß Gefahr und Fesseln; ver- gaß, daß er vor dem sicheren Tode stand; ent- zückt verfolgte seine Augen das seltsame Schauspiel. Nun wackelten die Kiefermasken auf ihn zu; sie trugen stoffbedeckte Speere.

Dumpe Gongs ertönten, Wirbelstößen schrit- ten, die Feuer flackerten. Da zerrte alles in einem übernatürlich hellen Lichte: Neuturm sah in das grünelnde Gesicht seines chinesischen Dieners. Dieser hatte den Kopf auf ihn ge- richtet und machte im Wüßigkeit eine Aufnahme von ihm und seiner graulichen Umgebung. Dann erfolgte der Schein.

Neuturm murmelte: „Statt mir zu helfen, photographiert er mich noch, kurz bevor ich sterben muß! Statt als Dolmetscher den König zu beruhigen — wenn ich auch schon den heil- igen Geist der Insel betreten habe — ergötzt er sich an meiner hoffnungslosen Lage. Dieser treulose Kerl!“

Jetzt hatten die Masken den Gesangenen er- reicht; sie schlangen die Speere zum to- benden Stoß. . . da krachte und prasselte es. Funken sprühten, Raketen züchten in die Tropennacht; Feuerräder drehten sich wie ir- r sinnig geworden um ihre Achse; knallstöße sprangen in die Menge, die unter fürchterlichem Geschrei auseinander floh. Selbst die dicke Majestät lief wie eine schneue Antilope.

Neuturm stand fassungslos. . . gebendet. . . Da ergreift ihn eine Hand und zerrte ihn hin- weg. Er war frei. Nun begriff er, Hand in Hand eilte er und sein Kletter der Küste zu.

Als sie in dem kleinen Motorboot saßen, lächelte Fai-Wu. Er hatte durch sein Feuerwerk die Rettung ermöglicht und obendrein eine Aufnahme vom Bootgang der Insulaner ge- macht. Der bestreite Forscher erwies ihm für diese Gefühlsgegenwart und Hingabe bleibende Dankbarkeit.

Gefändnis

Eine Bauerngeschichte von Georg Heges.

Tulzing.

Der Zuberdaniel hat einen neuen Wiesen- nachbarn erhalten, den Wannigertoni. Der Toni, wie der Daniel sagt, ist ein ganz G'schei- ter, einer, der das Gras wachsen sieht und die Ameisen husten hört. Raum hat der Toni die Wiese erworben, als er, mit einem Flurplan, mit Messgeräten und mit einer Menge Stecken ausgerüstet, auf dem Grundstück erscheint und sich hier sehr eifrig zu schaffen macht. Er be- ginnt zu messen, und das Ende seines Unter- nehmens ist, daß er eine Reihe Pfähle in den Boden schlägt, einen halben Meter weit in die Wiese des Zuberdaniel.

Der Daniel hat der Messerei des Toni gleich von Anfang an zugesehen, etwas verborgen der Ferne, aber mit gespanntem Argwohn. Jetzt, da er die Reihe Pfähle entstehen sieht, kann er sich nimmer halten. Er geht auf die Wiese zum Wannigertoni hinaus, um Reden- schaft von ihm zu fordern.

„Wie kannst du dich unterstehen und Pfähle in meinen Grund und Boden einschlagen?“ fragt der Daniel entrüstet.

„So geht die Grenze!“ antwortet kurz der Toni und weist mit einer Handbewegung in die Richtung, in der die Reihe der Pfähle ver- läuft.

„Da könnte jeder hergehen und Pflochen in meine Wiese einschlagen und dann sagen: So geht die Grenze!“ — Ich sag's ja: du bist ein ganz G'scheiter!“

„Ein ganz G'scheiter?“ Der hab' ich niemals fein wollen. Aber was bist du? Als unter Herrgott die Dummheit ausstieße, da hast du si- cher am lautesten den Mund aufgemacht. Sonst sähest du, bevor du so daher redest, erst einmal in diesen Flurplan.“

„Flurplan hin, Flurplan her. Es ist leicht, einen Grenzstrich hineinzusetzen. Besonders leicht für einen Siebengeseiten deiner Sorte. — Aber das bitte ich mir aus: deine Pfähle, die ziehst du wieder heraus! Und die Grenze — daß du es nur weißt! — sie bleibt, wie sie ist!“

Auf diese Weise haben sich die Grundstück- nachbarn noch eine Weile unterhalten. Jeder beharrte auf seiner Ansicht. Keinem gelang es, den andern zu überzeugen. So mußte der Streit unentschieden abgebrochen werden.

Der Toni läßt den Landmesser kommen und die Grenzlinie nach dem Plane feststellen. Die Grenze, die sich hierbei ergibt, stimmt im allge- meinen mit der Pfähle des Toni überein. Sie verläuft durchwegs etwa einen halben Me- ter weit eingerückt in die Wiese des Daniel.

Der Daniel reißt die Augen auf. Er hat eine Bemerkung für den Landmesser auf der Zunge. Doch er unterdrückt sie. „Denn mit dem“, sagt er sich, „ist nicht gut Kirchen essen. Der ist ein Großhändler, der mir einem die Steine ins Gesicht.“ Seine Stimmung wird nur noch galliger, weil er sie eindämmen muß. Der Jörn wühlt in seinem Blute.

„So geht die Grenze hinaus“, schreit er und deutet mit der Hand die Linie an, die er bisher als Grenze betrachtet hat. „So geht sie hinaus! Und wenn sie nicht so gehen soll, dann berufe ich mich auf den Besitztitel.“

„Du, was du magst“, bemerkt der Toni dazu, und die Schadenfreude triumphiert in seinem Gesicht.

„Ja, das tue ich ohnedies! Dazu brauche ich — verstehtst du mich? — deinen Rat nicht! — und daß du es weißt: den Landmesser hast du bestellt! So kannst du ihn auch bezahlen! Zahlen, ohne daß du etwas erreichst! Sa- baba! Denn deine Pflochenreihe mag der Stuckdruck anerkennen! Ich nicht!“

„Das werden wir schon sehen!“ wendet der Toni ein und lacht siegesgewiß. Zuversichtlich geht er nach Hause. Für ihn ist die Sache er- ledigt.

Aber wie war es doch nicht. Der Daniel gibt nicht nach. Der Toni aber will seinen Rechts- anspruch behaupten. Es kommt zum Prozeß.

Der Daniel sagt sich, daß er, um zu siegen, einen verlässigen Zeugen braucht, einen Zeugen, daß die Grenze jetzt mehr als dreißig Jahre so verlaufen ist, wie er, der Daniel, angibt. Lange besinnt er sich. Da fällt ihm der alte Flurwächter ein, der Dorfseralois. Unverweilt begibt er sich zu ihm.

Der Daniel weiß, daß der Alois nicht gut hört. Er trägt dem Umstand gleich zu Beginn der Unterredung Rechnung und schreit sein An- liegen dem Alois in das Ohr.

Der Alois aber ist heute stocktaub und ver- steht kein Wort. — Der Daniel stutzt. Gibt aber die Mühe noch nicht auf. Doch ob er auch die Stimme anstrengt, daß sie heiser wird: der Alois hört nichts!

Der Zuberdaniel kratzt sich am Ohr. Was soll er tun? Er braucht den Alois unbedingt als Zeugen. Wie sich aber ihm verständlich ma- chen? Da kommt ihm in den Sinn: Leben kann ja der Alois noch, wenn auch mit Mühe und Not. Er, der Daniel, braucht ihn die Sache nur aufzuschreiben. Er will es tun. Aber just in dem Augenblicke, da er damit beginnen will, versteht ihn der Alois doch.

Er versteht ihn. Rann sich aber an nichts er- innern.

„Du brauchst es nicht umsonst zu tun“, be- merkt der Daniel. Etwas vertraulich und nicht besonders laut. „Du brauchst es nicht umsonst zu tun. Auf einen Sack Mehl soll es mir nicht ankommen. Nein, gewiß nicht! Aber nicht mehr: du weißt es und kannst es vor Gericht aussagen, daß die Grenze so verläuft, wie ich vorhin sagte. Du weißt es, weil du zehn Jahre lang Knecht bei meinem Vater gewesen bist.“

Gar nicht mehr laut hat der Daniel gese- hen. Er wird zutunlich, und zum Schluß sagt er: „Das werden wir schon kriegen!“

Bald darauf findet die Gerichtsverhandlung statt. Der Daniel erscheint voll froher Hoff- nung auf den Ausgang. Aber das Urteil des Gerichts macht alle seine Erwartungen zu Schanden: er verliert den Prozeß. Und zwar, weil sich der Alois als Zeuge an gar nichts mehr erinnern kann.

„Daß du dich heut' auf gar nichts mehr halt- en kannst!“ tadelt der Zuberdaniel, als er nach der Verhandlung den Alois auf dem Hofe an- sieht.

Die einsame Kiefer

Langsam Schrittes den Berg hinan, Durch Einsamkeit und grünen Tann.

Ein Leid ging mit mir, groß und schwer — Sehnsucht schlich leise nebenher.

Da sch ich fern auf Bergeshöhn Eine einsame Kiefer stehe —

Ganz allein, ohne jeden Schutz Vor sie dort Sturm und Wetter Truf.

Stand voller Stolz und hochgereckt, Als ob sie nichts und gar nichts schreckt.

Als ich dann wieder heimwärts schritt, Da gingen Leid und Sehnsucht mit . . . Genau so, wie erst kurz vorher —

Doch ihre Nacht fühlt ich nicht mehr.

Grieda Callier.

Gänge trifft. „Auf gar nichts mehr! Und ich hab' dir doch einen Sack Mehl versprochen!“

Nicht besonders laut bringt der Daniel seinen Hinweis vor. Der Alois aber versteht ihn doch. Vertraulich nähert er sich dem Daniel und flüstert ihm in's Ohr: „Einen Sack Mehl! Schon recht! Aber — vom Toni bekomm' ich zwei!“

Mein Rembrandt

Skizze von D. S. Kempfe.

Eines schönen Tages kam mein Töchterchen nach Hause und rief strahlend: „Vater, denke Dir, heute wurde ich bei unserer Schneiderin in das gute Zimmer geführt — da hing über dem Sofa ein ausgezeichnetes Delgemälde, ein Rembrandt.“

„Ein Rembrandt?“ Voller Erstaunen fragte ich nochmals.

„Ja, und zwar eine ausgezeichnete Kopie; die muß Du Dir ansehen.“

Das geschah bei der nächsten Gelegenheit. Wirklich, das Bild hing da, ein wenig versteckt im Dunkel; aber ich erkannte es sofort als ein Selbstbildnis des Meisters aus seinen letzten Lebensjahren. Bald erfuhren wir, wie unsere Schneiderin zu diesem Bilde gekommen war. Ihr Mann war ein Maler gewesen, der viel Sinn für alte Kunst besaß. Nach seinem Tode begann seine Frau zu schneiden und hängte aus Piekas das Bild in ihre gute Stube. Er hatte es bei einem Verkauf von Hinterlassenen erworben, weil es ihm für seine Stu- dienzeit sehr geeignet schien.

Wir redeten über dies und jenes, dann erzählte sie mir auch, daß ihre Tochter demnächst heiraten würde und daß sie dann das Bild, das ihnen allen nicht so recht gefiele, verkaufen wollten. Natürlich hat ich sofort um Vorkauf- recht.

So kam das herrliche Delgemälde zu uns. Die Begeisterung stieg aufs höchste, entzückte Briefe wurden verfaßt, und der Tapezierer sollte es an hervorragender Stelle aufhängen. Das ergab aber Schwierigkeiten, denn das Bild verlangte eine Beleuchtung von links — seinetwegen wurde deshalb unser ganzes Wohn- zimmer umgeräumt. Es erwies sich, daß die Tapete sehr erneuerungsbedürftig war; auch dem wurde abgesehen, alles bligte nach einigen Tagen in frischer Luft. Und verraten sei auch, daß wir wiederholt verstanden, es zu pho- tographieren. Jeden Morgen schien die Sonne auf die helle Wange des erlauchten Meisters, und jeden Morgen lag ich vor dem Bilde, ver- funken in den Anblick dieses Mannes, der da vor mir hing, ernst, tiefinnig und weltentruht.

Ich besorgte mir einige Bücher über Rembrandt und endlich kam mir die Erläuterung: es war ein Ausschnitt aus einem größeren Gemälde in Wien.

In unserem Hause verkehrten zahlreiche Künstler, mit denen uns gute Freundschaft verband. Und als das Bild bei uns hing und wir es einmal einen kleinen Gast bei uns sahen, den Kunstmaler Hans K., da wurde unsere neue Ertragswirtschaft auch gebührend vorgeführt.

Aber eigenartig, Hans machte sich nicht viel aus dem Bilde; es schien, als ob ihm die Kopie nicht so recht gefallen wollte. Er blieb seltsam wortkarg. Es kam keine rechte Stimmung mehr auf an diesem Abend.

Doch am anderen Morgen hielt es ihn nicht. Er kam zu mir, ein wenig verlegen, wie mir schien: „Heber Freund, wirklich, es tut mir leid, aber sage mir um des Himmels willen nur einmal, wo hast Du diesen kleinen Delgemälde er nach der Verhängung den Alois auf dem Hofe an- gesehen?“

Selbst, aber erlaube mal! — meine ganze Mannlichkeit sprach aus diesem Worte, „von welchem Delbruck redest Du eigentlich? In mein Haus kommt kein Delbruck!“

Das war im Brustton meiner Ueberzeugung gesprochen. Hans lächelte mittelst und schweigend Er hob das Bild herunter, schüttelte den Kopf über die Leinwand, die den Rücken bildete, ergriff sein Messer und löste vorsichtig das Pa- pier vom dem Stoff: ein Delbruck!

Ein befreites Baden reinigte unsere schrei- le Stimmung. Das Bild aber blieb an seiner Stelle zur Erinnerung an einen — schönen Mann.

Stilb

Tierkizze von Wilhelm Hochgreve.

Vor dem Hauptthore seines Hedenhauses liegt Stüb, ein Karnickelrammler, der schon vier Lenge erlebt, vier lange Karnickelenge, die bekanntlich im Januar beginnen, wenn der Winter es nicht gar zu toll macht, und bis in den August dauern. Stüb liegt er da und läßt sich von der Sonne schmoren, die ihn aus dem Bau lockt. Tief im Kessel fühlte er, daß es plötzlich anders wurde mit dem Wetter. Vier- zehn Tage hatte es fast ohne Unterbrechung ge- regnet und eine ganze Tragezeit war das Wetter launenhaft unfreundlich gewesen. Nichts für Karnickel, erstens überhaupt nicht und zweitens deshalb nicht, weil Wäse, Maulwürfe Erdkratten und Hamster bei solchem Dauerregen verkaufen oder die werden und kaputt gehen, und weil dann Freiberter, der Fuchs, und Ru- gekopf, der Waldhauz, sowieso schon gar nicht liebenswürdig zu ihnen, sich nun erst recht, nämlich in Ermangelung ihrer Hauptnahrung, der Wäse, an die armen Grausflitzer halten. Das einzig Gute an solchem Wetter ist, daß dann die größten und schlimmsten Feinde, die Jäger, in ihren Bauen bleiben. Dafür freilich stolzt neben den beiden oben gebührend Ge- würdigten das Kleinkrautwild, das von nassem Kartoffel- und Rübenkraut und dergleichen kein Freund ist, mehr als sonst in den Feden her- um und sucht die Bäume ab: Stink, der Jltis, Nadeljahn, das große Wiesel, Schlank, das kleine Wiesel, und manchmal auch Schneehals, der Steinmarder aus der großen Gutscheime im Felde. Durch die Bank eine unangenehme, lebensgefährliche Gesellschaft. So ungefähr spinnen sich Stüb Gedanken, während er lang und breit, beinahe wie ein nasses Scheuertuch, vor dem Bau liegt und seinem Balge und feiner Haut die warme Sonne gönnt.

Eine halbe Stunde schon liegt er so ungestört da, und sein Balg glänzt ordentlich. Hatte es aber auch mal endlich nötig nach dem Schand- wetter, bei dem ihm die Wölle straffig gewor- den war, fast wie bei den Kindern um Martini wenn die Bauern sie solange in den Koppeln lassen. Jetzt macht Stüb sich hoch und krumm, und nun pugt er sich und leckt den linken Rüssel, der ihm juckt. Den truf der kurzen ein Schrotkorn, als er vor den Hülsrüßgen aus den Rüben stützen wollte und ein Jüngling ihm neithin einen Schuß nachwarf. Die Schamme nur beinahe zugeheißt, riß aber dann wieder auf, neulich, als er vor dem Schachbunde in einen Wildrosenbusch schlüpfen mußte. So, nun hört das Jucken auf. Auch den anderen Rüssel läßt er noch einmal durch die gehobenen Bor- derläufe gleiten — es sieht fast so aus, als wenn sich ein Wüchsen das Haar macht, — und nun liegt er wieder lang und läßt sich die Sonne in die Wolle brennen. Wohl tut das. So müßt' es immer sein, Sonne und Ruhe und dazu natürlich reichlich und gute Nahrung, Kle, Faser, Rüben, namentlich die süßen roten Fut- terrüben, die so schön aus dem Erdboden her- ausstehen und darum auch so bequem zu er- reichen sind, dann Zugerne und Eparlette und im Winter wenig Schnee, wenig Frost, nicht so viel kalter Regen, und dabei grüner Roggen und Reste von der Zuckerrübenerte und zum Nachschub Obstbaumzweige in den Gräben an der Landstraße. Dabei kann's ein Karnickel schon aushalten. Wenn aber viel Schnee liegt, so hoch, daß „man“ in die alten Trostelnester augen kann, brr, das ist kostengelt, Not, und Todzeit! Dann find die Kinder der Weidhöf- zer neben dem Rahl in den Gärten die einjige Nahrung und bald sieht das Zell locker um Widdret, und Rotbeuter, der Fuchs, Rangsteert die Elster, Hach, die Rabenträbe und Nord- schnabel, die freche und räuberische Rebellkräfte haben dann mit den ausgehungerten, todmat- ten Karnickeln leichtes Spiel. Ganz besonders gefährlich ist um solche Zeit auch Schneewitt- chen, das große Wiesel, das sich vom November bis in den März in einen schneefreien Pelz hüllt, unsichtbar über die weiche Decke hüpf und dem armen, dürftig mit Weidholzrinde sein Dasein fröhlichen Bauern mit dem Rabel-